



*Stefan Wolle*

# Aufbruch nach Utopia

Alltag und Herrschaft in der DDR 1961–1971



Bundeszentrale für politische Bildung

# Inhalt

<b>Prolog</b>	<b>Das Zeitalter der großen Erwartungen</b>	9
<b>Erster Teil</b>	<b>Zerrissene Zeit</b>	
	Berlin vor dem Mauerbau	31
	Die neue Klasse	55
	Ein verregneter Sommer	60
<b>Zweiter Teil</b>	<b>Mauerbau</b>	
	Klappe zu, Affe tot	71
	Leben mit der Mauer	77
	Ruhe und Ordnung	82
<b>Dritter Teil</b>	<b>Unsere Welt von morgen</b>	
	Flug zu den Sternen	95
	Die Eröffnung des kosmischen Weltalters	102
	Licht aus dem Osten	114
	Stalinismus ohne Stalin	126
	Der Feind	130
<b>Vierter Teil</b>	<b>Laborversuch Sozialismus</b>	
	Die Sorgen und die Macht	143
	Wirtschaftsreformen	146
	Die wissenschaftlich-technische Revolution	154
	Die sozialistische Stadt als Plan und Wirklichkeit	166
<b>Fünfter Teil</b>	<b>Die neue Gesellschaft</b>	
	Das entwickelte System des Sozialismus	179
	Die Hausherren von morgen	196
	Die Liebe in den Zeiten der Diktatur	211

<b>Sechster Teil</b>	<b>Wandel ohne Annäherung</b>	
	Entspannungspolitik	225
	Kalter Krieg	235
	Vietnam	240
<b>Siebenter Teil</b>	<b>Produktivkraft Kunst</b>	
	Kunst und Revolution	247
	Der Bitterfelder Weg	253
	Ein Hauch aus Prag	263
<b>Achter Teil</b>	<b>Spiegelbilder</b>	
	Prometheus	275
	Faust und Mephisto	278
	Kafka	286
<b>Neunter Teil</b>	<b>Reform und Beharrung</b>	
	Kahlschlag	293
	Wissenschaft im Umbruch	304
	Sozialistische Hochschulreform	312
<b>Zehnter Teil</b>	<b>Das Jahr der unruhigen Sonne</b>	
	Weltrevolution der Studenten	321
	Die APO und die SED	332
	Keine Opposition nirgends?	340
<b>Elfte Teil</b>	<b>Der Frühling war es wert</b>	
	Aufbruch in Prag	345
	Der Einmarsch	362
	Gleichgültigkeit und Empörung	367
<b>Zwölfter Teil</b>	<b>Aufbruch in die Stagnation</b>	
	Nachtfrost	381
	Kampf gegen die schleichende Konterrevolution	385
	Das Ende der Ära Ulbricht	390
<b>Epilog</b>	<b>Abschied von Utopia</b>	409

## **Anhang**

Anmerkungen  
Personenregister

421

436

## Zweiter Teil Mauerbau

### Klappe zu, Affe tot

#### Als die Lichter verlöschten

In der Nacht vom 12. zum 13. August 1961 geschah, was alle erwartet hatten und niemand sich hatte vorstellen können. Um 1.05 Uhr erloschen die Lichter am Brandenburger Tor. Die einstige Prachtstraße Unter den Linden – die damals auf beiden Seiten von einer breiten Ruinenbrache gesäumt war – lag in tiefer Dunkelheit. »Wieder mal Stromsperre im Osten«, dachten die wenigen Passanten, die hier noch zu später Stunde flanierten. Die Bereitschaftspolizisten auf der westlichen Seite des Brandenburger Tores notierten den Vorfall in ihrem Wachbuch, ohne ihm große Aufmerksamkeit zu schenken. Doch dann taten sich seltsame Dinge. Aufgeregte Gruppen von Spätheimkehrern näherten sich laut schimpfend der Kontrollstelle. Auf dem Bahnhof Friedrichstraße hatte man sie aus dem Zug geworfen. Die Lautsprecher auf den Bahnsteigen verkündeten seit 1 Uhr morgens, der S-Bahn-Verkehr zwischen dem Demokratischen Sektor und den Westsektoren sei auf unbestimmte Zeit unterbrochen. Auch die U-Bahn fuhr in jener Nacht nicht mehr. Die Reisenden konnten nun zusehen, wie sie nach Hause kamen. Verärgert machten sie sich zu Fuß auf den Weg oder versuchten, ein Taxi zu bekommen. Auf den anderen Grenzbahnhöfen spielten sich ähnliche Szenen ab. Zwischen den West-Berlinern befanden sich nicht wenige verunsicherte und nun auffallend stille Reisende aus den DDR-Bezirken. Sie mussten sich nun entscheiden, ob sie das Risiko eingehen wollten, im letzten Moment durch die aufziehenden Postenketten zu schlüpfen, oder ob sie unauffällig die Heimreise antreten sollten.

Am Brandenburger Tor fuhr Panzerspähwagen, Wasserwerfer und Lastkraftwagen mit aufgesessenen Grenzpolizisten und Kampfgruppenangehörigen auf. Stiefel knallten über das Pflaster, Kommandorufe schallten durch die Nacht. Die Karabiner wurden zu Gewehrpyramiden zusammengestellt und die Patronentaschen vorschriftsmäßig abgelegt, damit die Soldaten die Hände frei hatten. Eilig wurden Spanische Reiter

und Stacheldrahtverhaue von den Lastern geladen und aufgestellt. Andere Soldaten bildeten Linien. Mit vorgehaltenem Gewehr wiesen sie nun alle Passanten und einige neugierige Nachtschwärmer zurück.

In West-Berlin häuften sich die Meldungen über Truppenkonzentrationen an vielen Stellen der Sektorengrenze. Um 1.10 Uhr meldete sich der Deutschlandsender aus der Nalepastraße im Ost-Berliner Stadtteil Schöneweide mit einer längeren Erklärung. Sie begann mit einer langen Präambel. Gebetsmühlenartig wurden die Floskeln von der Kriegsvorbereitung durch die westdeutschen Machthaber, der Gefährdung des Weltfriedens und dem Verrat an den nationalen Interessen des deutschen Volkes wiederholt. »Die westdeutschen Militaristen wollen durch alle möglichen betrügerischen Manöver, wie z. B. ›freie Wahlen‹, ihre Militärbasis zunächst bis zur Oder ausdehnen, um dann den großen Krieg zu beginnen.«<sup>48</sup> Solche Floskeln sollten gegenüber Polen und der Tschechoslowakei die Maßnahmen plausibel machen. Das Schreckgespenst des deutschen Revanchismus sollte aber auch die Öffentlichkeit in den westlichen Ländern aufrütteln. Übrigens fehlte in dem verlesenen Beschluss des Ministerrats vom 12. August 1961 jede Polemik gegen die USA, Großbritannien oder Frankreich. Es wurde lediglich vermerkt: »Aus der Niederlage Hitler-Deutschlands im Zweiten Weltkrieg hat die Bonner Regierung die Schlussfolgerung gezogen, dass die räuberische Politik des deutschen Monopolkapitals und seiner Hitler-Generale noch einmal versucht werden soll, indem auf eine deutsche nationalstaatliche Politik verzichtet und Westdeutschland in einen NATO-Staat, einen Satellitenstaat der USA verwandelt wurde.«<sup>49</sup>

Erst nach diesen zeithistorischen Exkursen folgte die eigentliche Meldung: »Zur Unterbindung der feindlichen Tätigkeit der revanchistischen und militaristischen Kräfte Westdeutschlands und West-Berlins wird eine solche Kontrolle an den Grenzen der Deutschen Demokratischen Republik einschließlich der Grenzen zu den Westsektoren von Groß-Berlin eingeführt, wie sie an der Grenze jeden souveränen Staates üblich ist. Es ist an den West-Berliner Grenzen eine verlässliche Bewachung und eine wirksame Kontrolle zu gewährleisten, um der Wühltätigkeit den Weg zu verlegen. Diese Grenzen dürfen von Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik nur noch mit besonderer Genehmigung passiert werden. Solange West-Berlin nicht in eine entmilitarisierte, neutrale, freie Stadt verwandelt ist, bedürfen Bürger der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik für das Überschreiten der Grenzen nach West-Berlin einer besonderen Bescheinigung.«<sup>50</sup>

Der Rest der Erklärung ist dem Versuch einer gewissen politischen Beruhigung geschuldet. »Der Besuch von friedlichen Bürgern West-Berlins in der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik (das Demokratische Berlin) ist unter Vorlage des West-Berliner Personalausweises möglich. Revanchepolitikern und Agenten des westdeutschen Militarismus ist das Betreten der Hauptstadt der DDR (Demokratisches Berlin) nicht erlaubt. Für den Besuch von Bürgern der westdeutschen BRD im Demokratischen Berlin bleiben die bisherigen Kontrollbestimmungen in Kraft. Die Einreise von Bürgern anderer Staaten in die Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik wird von diesen Bestimmungen nicht berührt.«<sup>51</sup> Auch für den Transitverkehr sollten die bisherigen Vereinbarungen gelten.

## Berlin erwacht

Noch schlief Berlin. Erst in den Morgenstunden wurden die Anwohner vom Rattern der Pressluftschlämmer wach, die das Straßenpflaster aufrissen, um Pfähle für den Stacheldraht in die Erde zu bringen. Mit lautem Getöse dröhnten die Panzer und Schützenpanzerwagen durch die großen Verkehrsstraßen in Richtung Innenstadt. Die Berliner waren vor Schreck wie gelähmt. Es regierte die Angst. Angesichts einer so rücksichtslos auftretenden Militärmacht war die Furcht durchaus berechtigt. Jedes Aufbegehren schien selbstmörderisch.

Auch im Umfeld hatten die Organe der DDR umfangreiche Sicherungsmaßnahmen eingeleitet. In den Zügen nach Berlin kontrollierten Angehörige der Transportpolizei die Ausweise, nahmen Verdächtige fest und schickten andere zurück nach Hause. Schon entlang der Stadtgrenze standen Wachposten. Das gesamte Stadtgebiet war weiträumig gesichert. Zusätzlich zu den Grenzsoldaten und Kampfgruppenkämpfern hatte die SED ihre Mitglieder mobilisiert. Sie schwärmten in kleinen Gruppen aus, um feindlichen Äußerungen begegnen zu können.

Als der graue, gewitterschwüle Morgen des 13. August über Berlin dämmerte, war die Stadt geteilt. Im DDR-Rundfunk verlas ein Sprecher immer wieder die gleichen Aufrufe, den zitierten Beschluss des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik, eine inhaltlich gleichlautende Erklärung der Regierungen der Warschauer Vertragsstaaten sowie Bekanntmachungen des Ministeriums des Innern, des Ministers für Verkehrswesen und des Magistrats von Groß-Berlin.

Nicht alle Berliner wollten das so gelassen sehen. Besser als jedes

Aktenstück beschreibt der Berliner Schriftsteller Klaus Schlesinger in der 1973 geschriebenen Erzählung »Am Ende der Jugend« die Stimmung in einer Berliner Eckkneipe an jenem heißen Sommertag: »Wir gingen in eine Kneipe gegenüber. Der Raum war überfüllt, es war laut und heiß, Rauch stand über den Köpfen. Wir zwängten uns an einen Tisch, an dem gerade zwei Plätze frei wurden, versuchten lange Zeit vergeblich, die Aufmerksamkeit des Kellners auf uns zu ziehen, hatten dann endlich Bier vor uns stehen und tranken uns zu. ... Er rief wieder nach dem Kellner, und ich lehnte mich für einen Moment zurück, wischte mir den Schweiß von der Stirn, als mir jemand die Hand auf die Schulter legte. Neben mir stand ein älterer hagerer Mann und sah mit Augen, wie sie Betrunkene haben, auf mich herab. Sein Hemd war durchgeschwitzt und hing an seinem Körper herunter. ›Die machen was mit uns, wa?‹, sagte er mit einer schleppenden, aber kräftigen Stimme. Mir war nach allem anderen zumute als nach einem Gespräch, schon gar nicht in einer Kneipe und mit einem Angetrunkenen. Ich zog meine Schulter weg, brummte so etwas wie ›Jajaja, du hast schon recht‹ und drehte mich ein wenig herum. Der Mann zögerte einen Augenblick, drehte sich dann aber auch weg, und ich dachte schon, wir wären ihn los, als er Martin erblickte und leicht schwankend auf ihn zuging.

›Dreiundzwanzig Jahre‹, sagte der Mann zu ihm, ›dreiundzwanzig Jahre war ich da. Fritz Lenk, Bauunternehmen, Charlottenburg. Kennst du sicher?‹

Martin schüttelte den Kopf. Ich dachte noch, das war ein Fehler.

›Nein‹, sagte Martin, ›kenn ich nicht.‹

›Polier war ich‹, sagte der Mann. ›Das kennst du aber? Stunde viersiebzig.‹

Martin blieb stumm, sah dem Mann aber in die Augen.

›Kongresshalle, kennst du doch, ja? Hab ich gebaut‹, sagte der Mann und stieß seinen Zeigefinger auf das schweißnasse Hemd.

Martin nickte.

›Ach‹, sagte der Mann und ließ seinen hageren, sonnengebräunten Arm abwehrend durch die Luft sausen: ›Ich sag dir, alles Verbrecher ...‹

›Wen meinen Sie denn?‹, fragte Martin.

Ich verstand ihn nicht. Was hatte es für einen Zweck, in einer Kneipe ein Gespräch anzufangen, und dann noch mit einem Angetrunkenen?

›Na, du machst mir Spaß‹, sagte der Mann und schüttelte verständnislos den Kopf.

›Hör auf!‹, sagte ich Martin, ›das hat doch keinen Zweck. Du kannst doch jetzt keine Diskussion anfangen.‹

Martin hörte nicht. Er sah aufmerksam auf den Mann. Ich hatte das Gefühl, er nahm ihn ernst.

›Polier war ich, hörst du. Dreiundzwanzig Jahre. Und jetzt zerhaun sie die Stadt.«

›Hören Sie«, sagte Martin, ›so können Sie das nicht sehen ...«

Der Mann fiel ihm ins Wort.

›Wo kommste denn her, Mann, wo biste denn her? Bist du denn überhaupt Berliner, du, bist du Berliner?«

›Das hat doch nichts mit der Sache zu tun«, sagte Martin geduldig, ›ob ich Berliner bin.«

›Doch!« schrie der Mann, ›doch!«

›Aber diese Stadt, sagte Martin eindringlich und ernst, ›war schon seit fünfzehn Jahren geteilt, seit wir diesen beschissenen Krieg verloren haben ...«

›Hör auf mit dem Krieg!«, sagte der Mann laut. ›Ich hab dich gefragt, ob du Berliner bist.«

›Nein«, sagte Martin, ›wenn Sie es genau wissen wollen, ich bin kein Berliner.«

›Dann halt deine Fresse«, sagte der Mann trocken. ›Die haben die Stadt zerhaun, die Verbrecher, und wenn du wissen willst, wen ich meine, dann kann ich's dir auch sagen. Das sag ich ganz laut, hörst du, das ist scheißegal.«

›Hör uff, Kalle«, sagte eine Stimme am Nebentisch. ›Du redest dir um Kopf und Kragen!«

›Quatsch«, sagte der Mann, der Kalle hieß, ›das kann jeder hören. Den Spitzbart meine ich, den Spitzbart!«

In der Kneipe war es ganz still. Alle sahen zu uns herüber. Der Mann stand jetzt kerzengrade vor Martin, und ich fand, er sah gar nicht betrunken aus. ... Wahrscheinlich wäre alles noch gutgegangen, hätte nicht die Stimme am Nebentisch gesagt: ›Pass uff, Kalle, das is'n Hundertfuffzichprozentiger!« Und der Mann, irritiert durch den Einwurf, plötzlich abwinkte und ›Ach leck mir die Bollen«, schrie, und ein anderer, ich weiß nicht wer, Martin, der gerade zum Glas griff, anstieß, dass das Bier sich breit und gelb über das Tischtuch ergoss und das Glas zersprang. Wir sprangen auf, sahen uns im gleichen Moment umringt, wütende, hasserfüllte Gesichter, die bedrohlich näher rückten, jemand stieß mich von hinten, ich fiel gegen Martin, der sich nur mit Mühe halten konnte, aber dann rief eine Stimme: ›Hört auf, verdammt!« Es war der Wirt, der nun ›Raus hier!« sagte, ›wenn ihr Streit anfangen wollt, dann nicht in meinem Lokal, und jetzt wird gezahlt und dann ab!«<sup>52</sup>

## Postkontrolle

Einen Einblick in die Stimmungslage der Menschen hinter dem Stacheldraht gibt eine Postanalyse des MfS:

»Am 17.8.1961 in der Zeit von 8.00 bis 20.00 Uhr wurden insgesamt 697 Sendungen zensiert, und zwar

562 Sendungen – DDR-Post

117 Sendungen – WD und WB-Post

Dabei wurden 27 Äußerungen von der Bevölkerung der DDR festgestellt, die sich wie folgt aufgliedern:

0 positiv; 27 negativ

Aus WD und WB wurden keine Stimmungen zum obigen Betreff ermittelt.

Kurze inhaltliche Zusammenfassung der negativen Äußerungen: DDR: Hier stellt man die Maßnahmen unserer Regierung als eine Ungeheuerlichkeit, wenn nicht gar als großen Quatsch, dar. Man fühlt sich auch zum Sprecher für alle berufen und behauptet, dass unter der Bevölkerung der Zone eine Stimmung herrsche, die man sich einfach nicht vorstellen kann. Die Leute sind wie geschlagen, haben keine rechte Lust mehr zum Arbeiten, alle sind sehr verbittert.

Eine Stimme meint, es sieht ganz so aus, als ob unsere West-Berlin erobern wollen, denn es steht eine Vielzahl von Panzern bereit. Das, was jetzt in Berlin unternommen wurde, gefällt niemandem in der Zone. Man kann sich denken, so lautet weiter die Stimme, wie viel Anhänger sie haben und wie viele das Gewehr umdrehen werden. Wenn die Maßnahmen auch nur ein klein wenig gelockert werden, dann verlassen sie jedenfalls sofort die DDR, denn solche Frechheiten kann man sich nicht länger bieten lassen. Alle, die es noch geschafft haben, nach drüben zu kommen, können sich glücklich schätzen. ...

Eine Person aus Frankfurt (Oder) schreibt nach Stuttgart: Seit gestern sind die Grenzen gesperrt. Dass Ihr damals gleich nach dem Westen gegangen seid. Ihr Glücklichen. Wir sind hier eingesperrt. Vom Frieden sprechen die Menschen, und den Krieg bereiten sie vor. Wir müssen mit allem zufrieden sein.

Eine Person aus Fürstenberg schreibt nach Berlin-Charlottenburg: Als wir dann am Sonntag das Erschütternde hörten, war uns alles klar. Die Tränen, die da geflossen sind, bilden einen See, noch immer sind sie nicht gestillt. Keiner hat Lust zu etwas. Jeder läuft wie ein Traumwandelnder umher. Ja wer hätte das gedacht, für uns ist es sehr traurig. Wir dürfen gar nicht daran denken. Ist es nicht furchtbar, dass wir uns nicht

mehr wiedersehen sollen. Walter hat solche Sehnsucht, na wer weiß, wie lange ich ihn noch habe. Anette ist gar nicht zu trösten. ...

Eine Person aus Fürstenberg schreibt nach Niederklein-Marburg: Habt Ihr auch einen schönen Schreck bekommen wegen Berlin. Hier ist alles ruhig. Ihre Kampfgruppen haben sie alle nach Berlin geschickt. Die Staatsgebäude haben sie hier auch alle bewacht. Angst haben sie doch.

Eine Person aus StalinStadt schreibt nach Berlin N 65: Jetzt haben wir, was wir immer befürchtet haben. Was meint Ihr, was bei uns hier unter den Jugendlichen los ist? Die machen ganz schön Krach.«<sup>53</sup>

## Leben mit der Mauer

### Berlin soll sauber sein

Die SED verstand es, die nicht unbegründete Kriegsangst propagandistisch für ihre Zwecke zu nutzen. Das Bild des Ostens war in der Agitation jener Tage weniger durch die Errungenschaften des Sozialismus oder die Arbeiter-und-Bauern-Macht geprägt, sondern durch friedlich spielende Kinder, besorgte Mütter, einfache, kleine Leute, sonntägliche Spaziergänger – kurzum durch ein Alltagsleben in Frieden und Geborgenheit. Die Schlüsselbegriffe der Propaganda waren: Ruhe, Frieden, Sauberkeit, Sicherheit und Normalität. Dem entgegengesetzt waren Rowdytum, Kriminalität, Unsittlichkeit, Existenzangst. Die Etikettierungen bestimmten das Bild des Westens, insbesondere der Frontstadt West-Berlin.

Bereits in der Nacht zum 14. August 1961 kündigte der Sprecher des Ost-Berliner-Rundfunks eine musikalische Neuschöpfung an: »Radio DDR sendet für die Angehörigen der bewaffneten Organe der Deutschen Demokratischen Republik, die seit der vergangenen Nacht die Grenze zu den Westsektoren von Berlin schützen. In den heutigen Vormittagsstunden schufen Redakteure und Komponisten von Radio DDR den Song ›Berliner Geschichte.« Zunächst blieben die Schöpfer des agitatorischen Stücks anonym. In einer späteren Veröffentlichung wurden sie aber genannt. Der Text stammte von Eberhard Fensch, dem späteren stellvertretenden Leiter der Abteilung Agitation im ZK der SED, der dort bis 1989 für den Bereich Rundfunk und Fernsehen die Verantwortung trug. Die Melodie stammte von Walter Kubiczek.

»Unser schönes Berlin wird sauber sein.  
Denn wir haben den kalten Kriegern am Rhein  
Ihre Menschenfalle verriegelt  
Und mit rotem Wachs versiegelt.

Ja, ja der helle Berliner sagt: Prima!  
Das reinigt so duftete das Klima.  
Es ziehen jetzt Ruhe und Frieden ein.  
Und sauber, ja sauber wird unsere Hauptstadt sein.

Und zieht das Agentengeliichter  
Dort in Schöneberg lange Gesichter.  
Und es jammern die Schwindelkursdrohnen.  
Nun will das Geschäft nicht mehr lohnen.

Ja, ja der helle Berliner sagt: Prima!  
Das reinigt so duftete das Klima.  
Es ziehen jetzt Ruhe und Frieden ein.  
Und sauber, ja sauber wird unsere Hauptstadt sein.«<sup>54</sup>

Ein seltenes Probestück sozialistischer Politlyrik bot unter dem Titel  
»Das hat gegessen!« auch das »Neue Deutschland« vom 14. August 1961:

Ein schrilles Wutgeheul aus kalten Kriegerkehlen!  
Und unter denen, die sich jetzo heißer schrei'n –  
Wie sollten jene in dem Klage-Chorus fehlen,  
die Chefs in Schöneberg und die in Bonn am Rhein.

Die Brandt und Lemmer gingen wieder einmal baden;  
Denn sie, nicht West-Berlin traf unser Quittungsschein.  
Und sie, des kalten Krieges sture Fußsoldaten,  
sie rannten sich erneut den Schädel ein.

Die Menschenhändler hört man lauthals lamentieren,  
weil ihr Gewerbe nun den Aufwand nicht mehr lohnt.  
Nur eins bleibt ihnen: Hilflos rasonieren.  
Wir fliegen hin – sie schauen in den Mond!

Und unsre Mütter werden künftig ruhig schlafen,  
und keines ihrer Kinder Gangsterbeute sein.

Die Kindesräuber, deren Existenz wir trafen,  
die werden nunmehr ohne Prämienchancen sein.

Agenten, Wechsler und diverse andre ›Helden‹  
von Gehlen, CIC und Ostbüro –  
für sie heißt es nunmehr Konkurs zu melden,  
und ruhig wird's am ›Brunnen‹ und am Zoo.

So manchem käuflichen Schmarotzerleben,  
verblendet, frech und doch im Grunde dumm,  
dem ging die Rechnung gründlich nun daneben.  
Man tanzt uns länger auf der Nase nicht herum.

Berlin jedoch, ob Schulze oder Meier,  
ob Lichtenberg, ob Treptow, Friedrichshain,  
ob Ost, ob West – man atmet merklich freier.  
So war's gedacht, und so wird es auch sein.

Je lauter sie, die kalten Krieger, geifern,  
beweist, dass wir am richtgen Strange ziehn.  
Und mehr noch werden künftig wir wetteifern  
für Frieden, Sauberkeit in ganz Berlin.

Unterschrieben ist das Gedicht mit Herbert Berge. Man sollte diese gereimten Leitartikel nicht vorschnell abtun. Versmaß, Wortwahl, Bildsprache und Geist sagen viel über den Verfasser und die hinter ihm stehenden politischen Intentionen. Es lohnt, sich den Text genauer anzuschauen. Er enthält alle Schlüsselbegriffe der damaligen Propaganda: Frieden, Ruhe, Sicherheit, Ordnung und Sauberkeit. Die SED appelliert an die an sich schätzenswerten deutschen Kardinaltugenden.

Noch deutlicher ist dieses Bestreben im Frühkommentar von Radio DDR am 13. August 1961. Karl-Eduard von Schnitzler versuchte der schreienden Absurdität den Schein der Normalität zu verleihen: »Einen schönen Sonntag wünsche ich Ihnen, meine Hörerinnen und Hörer«, begann Schnitzler. Das sollte gelassen klingen und wirkte angesichts der allgemeinen Erregung zynisch. Schnitzler schilderte dann aus seiner Sicht die morgendliche Szenerie an der Sektorengrenze: »Herrschaften, seid nicht so laut! Die Bürger schlafen noch.« Das rief heute früh um sechs der Diensthabe am Kontrollpunkt Sonnenallee, als fünf junge West-Berliner ihre Ausweise vorgezeigt hatten und dann mit ih-

ren Fahrrädern ungehindert und fröhlich weiterfahren, um an unserem Müggelsee ihren Sonntag zu verbringen. Ein anderer Volkspolizist harkte derweil vor dem Wachhäuschen den Weg.« So friedvoll stellte sich die Situation an der Grenze dar, wenn man es so sehen wollte. Keine Aufmärsche von bewaffneten Formationen, keine Panzerfahrzeuge, keine Straßensperrungen. Die politische Absicht dieser Darstellung war klar, und sie wurde von Schnitzler auch noch mal ausdrücklich erklärt: »Unsensationell. Dieses Wort kennzeichnet wohl am besten die Maßnahmen, die wir in Übereinstimmung mit den anderen Staaten des Warschauer Pakts heute Nacht ergriffen haben. ›In welcher Angelegenheit kommen Sie, Genosse Schnitzler?‹, fragte mich der Wachhabende der Volkspolizei am Brandenburger Tor, als ich dort um 7 Uhr sehen wollte, wie sich die Maßnahmen auswirken. Es war überall dasselbe. Ruhe. West-Berliner, die herüber wollten, wiesen sich aus und konnten passieren. Westdeutsche erhielten ihren Passierschein. Grenzgänger, die auch heute in West-Berlin arbeiten wollten, nahmen davon Abstand und werden sich morgen eine anständige Arbeit suchen. Bei uns natürlich. In Schönefeld brauchte aus dem Leipziger D-Zug zum ersten Mal keiner herausgeholt und wieder nach Hause geschickt zu werden, der sich hatte verrückt machen lassen. Die West-Berliner fuhren wie bisher durch unseren Sektor mit unserer billigen S-Bahn und U-Bahn. Am Bahnhof Friedrichstraße setzten sich ein paar Leute mit viel Gepäck und etwas bedeppten Mienen in den Zug, der sie wieder nach Hause brachte. In Wohnungen, die nun dummerweise allerdings leer sind. Weil diese Neunmalklugen ihre Radios, Fernsehgeräte, Kühlschränke und Möbel verkauft hatten, bevor sie sich als arme, versklavte Flüchtlinge auf den Weg nach West-Berlin gemacht hatten. Pech so was.«<sup>55</sup>

Eine Spitzwegidylle unter dem Motto: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Der brave Untertan zieht sich am Sonntagmorgen die Nachtmütze über die Ohren, um das Rasseln der Panzerketten nicht zu hören, während der Gendarm den Vorgarten vor seinem Wachhäuschen harkt. Systematisch wird ein streng zweigeteiltes Weltbild aufgebaut. Auf der einen Seite stehen die anständigen und »hellen« Berliner, die ehrlichen Arbeiter, auf der anderen Seite Schieber, Spekulanten, Agenten.

Noch ein weiterer Rundfunkkommentar jenes dramatischen 13. August 1961 zeigt, dass der Grundtenor von Schnitzlers Kommentar keineswegs zufällig ist. Auch hier tauchen der »normale Gang«, die »anständigen Berliner« auf der einen Seite sowie Kopffäger, der Strudel der Korruption und die Abwerbung auf der anderen Seite auf.

»Sie haben sich selbst überzeugt, meine Hörerinnen und Hörer: Das Leben in der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik geht seinen normalen Gang. Endlich! Vorbei sind die Zeiten, da Kinder von der Straße weggeraubt werden konnten ... Vorbei ist die Zeit, da Kopffäger des amerikanischen Geheimdienstes und des Lemmer-Ministeriums Facharbeiter und Spezialisten sowie Arbeitskräfte aller Art unter Lockungen und Drohungen abwarben. Vorbei ist die Zeit, wo sie dann hämisch auf die Lücken der von ihnen Abgeworbenen wiesen und schadenfroh kreischten: ›Seht, im Osten klappt überhaupt nichts! Die machen bald Bankrott!‹ Jahrelang haben die anständigen Berliner sich das angesehen, haben zähneknirschend miterlebt, wie immer größere Gruppen in den Strudel der Korruption gerissen wurden, wie von ihrer Stadt aus internationaler Zündstoff angehäuft wurde. Da war es an der Zeit, ihnen mit Argumenten zu antworten, die sie besser verstehen.«<sup>56</sup>

Natürlich fehlten in der SED-Propaganda nicht die polemischen Töne. Man gab sich in diesen Tagen gern ironisch. Die SED reagierte auf das schon damals manchmal etwas hohl klingende Pathos der Westseite mit blankem Hohn. In den Redaktionsstuben des Ostens waren damals spitze Federn gefragt, von denen in der DDR nicht gerade ein Überangebot existierte. Am 16. August 1961 veröffentlichte das Berliner Bezirksorgan der SED »Berliner Zeitung« eine hämische Replik auf Willy Brandts Aufruf an die Grenzsoldaten, nicht auf Menschen zu schießen. Es beginnt mit der Überschrift: »Offene Worte an Brandt alias Frahm«. Es handelte sich dabei um eine Anspielung auf eine Anspielung. Konrad Adenauer hatte auf Willy Brandts emphatischen Appell an die Öffentlichkeit gemeint, der »Frahm« solle sich nicht so aufregen. Damit spielte Adenauer darauf an, dass der Name Brandt ein Deckname aus der Zeit des Untergrundkampfes gegen die Nazis war. Für Adenauer und seine CDU war der Emigrant Willy Brandt, ursprünglich Herbert Frahm, immer noch ein Verräter. Zudem spielten seine uneheleiche Geburt und die Tatsache, dass sein Vater nicht bekannt war, eine wichtige Rolle im Weltbild der CDU-Wähler. Damit wollte Adenauer den Spitzenkandidaten der SPD für die am 12. September 1961 anstehenden Bundestagswahlen diskreditieren. Der SED, die sonst nicht müde wurde, den antifaschistischen Widerstand zu rühmen, war es nicht zu albern, diese Bemerkung von Konrad Adenauer aufzugreifen. Es folgt ein Stück voll tiefendem Hohn. »Ihr rührselig jämmerlicher Appell an unsere Menschlichkeit hat breiten Widerhall bei uns gefunden. Wir versichern Ihnen, gemäß Ihrem Wunsch, Menschlichkeit zu zeigen. Unsere Panzer strotzen vor Menschlichkeit, denn sie bereiten Ihnen

schlaflose Nächte. Im Namen der Menschlichkeit werden wir jedem Provokateur kostenlos die Hosen bügeln. Für uns ist der 13. August 61 der Tag der Menschlichkeit, weil Sie und Ihr militaristisches Gelichter seitdem die Hosen gestrichen voll haben. Verschwinden Sie und machen Sie uns die Luft rein!

Im Namen der Menschlichkeit: Zwingen Sie uns nicht, für die Menschlichkeit die Mündungskappen abzunehmen. Im Namen der Menschlichkeit: Es ist das Beste, Sie verschwinden noch heute. Ihre Landsleute im Panzer auf der Leipziger Straße.«

Den Gipfel des Zynismus bildete eine Persiflage im DDR-Rundfunk auf den Spruch der Freiheitsglocke »Ich glaube an die Unantastbarkeit und an die Würde jedes einzelnen Menschen. Ich glaube, dass allen Menschen von Gott das gleiche Recht auf Freiheit gegeben wurde. Ich verspreche, jedem Angriff auf die Freiheit und der Tyrannei Widerstand zu leisten, wo auch immer sie auftreten mögen.« Jeden Sonntag um zwölf Uhr Mittags und zu feierlichen Anlässen erklangen die Glockenschläge im Rundfunk und der Text wird feierlich verlesen. Im Osten hatte man nichts als Hohn für dieses Ritual übrig und verballhornte den Text: »Ich glaube an die Unanfassbarkeit des Stacheldrahts und an die Hürden jedes einzelnen Grenzüberganges. Ich glaube, dass jedem Rowdy von Willy Brandt das gleiche Recht auf Wasser gegeben wurde. Ich, Willy Brandt, verspreche, allen Anpiffen aus Bonn und der Tyrannei Adenauers keinen Widerstand zu leisten. Wo auch immer sie auftreten werden. So wahr mir Strauß helfe.«<sup>57</sup>

## **Ruhe und Ordnung**

### **Aktion Blitz**

Bereits am 13. August 1961 erteilte der Erste Sekretär des FDJ-Zentralrates, Horst Schumann, seinen Funktionären den Kampfauftrag, Ordnungsgruppen aufzubauen, die unter der Leitung der Volkspolizei gegen sogenannte Provokateure vorgehen sollten. »Mit Provokateuren wird nicht diskutiert. Sie werden erst verdroschen und dann staatlichen Organen übergeben ... Jeder, der auch nur im geringsten abfällige Äußerungen über die Sowjetarmee, über den besten Freund des deutschen Volkes, den Genossen N.S. Chruschtschow, oder über den Vorsitzenden des Staatsrates, Genossen Ulbricht, von sich gibt, muss in jedem Falle auf der Stelle den entsprechenden Denkkzettel erhalten.«<sup>58</sup>

Eine besondere Rolle erhielten diese Ordnungsgruppen im Kampf gegen das Abhören westlicher Rundfunk- und Fernsehstationen. Der »Kampfauftrag an alle Mitglieder der Freien Deutschen Jugend« vom 18. August 1961 warb vor allem für den Eintritt in die bewaffneten Organe der DDR. Aber auch für jene, die vorläufig noch zu Hause blieben, gab es große Aufgaben. »Diskutiert mit allen Ehrlichen«, heißt es in dem Aufruf, »beantwortet ihre Fragen! Aber schlägt die Provokateure, denn mit ihnen gibt es keine Diskussion! Tragt den Hass gegen die Todfeinde, gegen die Militaristen und Faschisten in jedes Herz! Sorgt dafür, dass sich kein Jugendlicher mehr von den Hetzern und Lügner des isolierten Westens informieren und beeinflussen lässt! Erklärt den Jungen und Mädchen, dass die Radio-Stationen West-Berlins und der NATO-Staaten Hetzsender unseres Klassenfeindes sind!«<sup>59</sup> Unter der Losung »Aktion Blitz – kontra NATO-Sender« stiegen seit dem 5. September 1961 Gruppen von FDJlern den Leuten aufs Dach, um Antennen, die auf den Westen ausgerichtet waren, umzudrehen oder abzusägen. Das Organ der FDJ, die Tageszeitung »Junge Welt«, propagierte diese ungesetzlichen Aktionen auf der Titelseite.<sup>60</sup> Bekräftigt wurden die Maßnahmen durch eine Direktive des ZK der SED: »Es ist nachzuweisen, dass jedes Abhören feindlicher Sendungen dem Feind Vorschub leistet und den Schutz der Heimat erschwert. Im Zuge der Auseinandersetzungen ist anzustreben, dass die Besitzer von Fernsehgeräten freiwillig den Kanal für Westsender ausbauen lassen. In den Gebieten, wo aufgrund der technischen Belange das Fernsehen der DDR nicht empfangen werden kann, haben die Organe der Post die Fernsehzulassungen zu kündigen und dafür zu sorgen, dass die Empfänger außer Betrieb gesetzt werden. Der staatliche Handel wird angewiesen, in den betreffenden Gebieten keine Fernsehgeräte zu verkaufen. Ab sofort ist das organisierte Westfernsehen und die Verbreitung westlicher Nachrichten strafrechtlich zu verfolgen.«<sup>61</sup>

Am 29. August 1961 berichtete die »Junge Welt« von den Bemühungen der FDJ-Trupps, die »geistigen Grenzgänger« an den Pranger zu stellen. »Mit vielen Ideen sind die FDJler überall dabei, die ›Aktion Blitz – kontra NATO-Sender‹ zu einem kräftigen Schlag gegen die kalten Krieger zu machen. ... Eine besonders originelle Idee hatten die Freunde der FDJ-Organisation der Mathias-Thesen-Werft in Wismar. Sie schufen die Figur ›Tele-Conny‹, die all jenen an die Haustür geheftet wird, die noch immer die Fernsehsendungen des Westens empfangen. Sobald die Antennen aber Richtung Sozialismus zeigen, wird ›Tele-Conny‹ wieder abgeholt.«<sup>62</sup>

Wo solche öffentlichen Diskriminierungen nicht reichten, schlug die SED mit dem Strafrecht zu: »Im Ergebnis der politischen Diskussionen von FDJlern in Bad Döben, Kreis Eilenburg, wurde der unverbesserliche Otto P. entlarvt. P., der Westfernsehen mit Jugendlichen in seiner Wohnung organisierte und sich auch des Menschenhandels mit DDR-Bürgern schuldig gemacht hat, wurde inhaftiert. Seine Antenne wurde abgesägt, auf dem Marktplatz in Bad Döben für alle Einwohner sichtbar ausgestellt und daneben auf zwei Bildern geschrieben: ›Wir dulden keine Lügen- und Hetzantennen – durch sie wurde P. zum Verbrecher an der Arbeiterklasse.«<sup>63</sup>

Ein grotesker Vorgang von düsterer Komik, die sogar über Bücherverbrennung oder Schandpfähle hinausgeht: die Antenne am Pranger. Doch so falsch lagen die Regisseure solcher Schaustellungen vielleicht gar nicht; ist doch die Antenne in der Tat eine Metapher für Offenheit, Kommunikation und die Aufnahme fremder Signale. So beschreibt es Reiner Kunze in einem Gedicht aus dem Lyrikbändchen »Sensible Wege«, das in der DDR verboten wurde:

›die antenne

Sie abzusägen, drohte  
die straße  
die antenne flüchtete  
unter den first, hier  
zeigte auf sie  
das haus  
die antenne flüchtete  
ins zimmer, hier

zeigten auf sie  
die wände  
die antenne flüchtete  
in den kopf, er  
bot sicherheit  
Vorerst«<sup>64</sup>

Dennoch scheute sich die SED-Führung, das Abhören von Feindsendern formell unter Strafe zu stellen. Abgesehen davon, dass der »Ausbau« von Kanälen bei Rundfunk- und Fernsehempfängern rein technisch unmöglich war und die Direktive des ZK der SED von wenig

rundfunktechnischen Fachkenntnissen zeugt, wäre der Empfang von westlichen Sendungen schwer zu kontrollieren gewesen. Gerhart Eisler, der erwähnte Stellvertretende Vorsitzende des Staatlichen Rundfunkkomitees, äußerte sich dazu in einem Interview der »Jungen Welt«: »Wenn es bei uns noch kein Gesetz gibt, das überhaupt das Abhören von NATO-Sendern und das Betrachten des Westfernsehens auch im privaten Bereich verbietet, dann deshalb, weil unsere Regierung hofft, durch Erziehung, durch gesellschaftliche Beeinflussung, durch Aufklärung zu erreichen, dass alle unsere Bürger so einsichtig und vernünftig werden, sich nicht der raffinierten feindseligen Propaganda auch im privaten Bereich auszusetzen.«<sup>65</sup>

Streng verboten und unter Strafe gestellt war der Empfang von NATO-Sendern lediglich in den Dienststellen der bewaffneten Organe, speziell der NVA, sowie in allen öffentlichen Einrichtungen wie Klubhäusern, Ferienheimen, Gaststätten usw. In den Kasernen waren sogar die von der DDR betriebenen Freiheitssender 904 und Soldatensender verboten. Die antimilitaristischen Parolen, die von dort mit flotter Schlagermusik garniert über den Sender gingen, hätten in den Reihen der Volksarmee leicht Verwirrung stiften können. Der ständige Gebrauch des seltsamen Begriffs NATO-Sender durch die DDR sollte auch Radio Luxemburg in die Verbotskampagnen einbeziehen. Der Privatsender öffnete sich früher als die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten der Bundesrepublik und West-Berlins der angelsächsischen Rockmusik. Das Gleiche traf für den amerikanischen Soldatensender AFN zu, der in Berlin und Umgebung von Teenagern viel gehört wurde.

## Die Mauer als Lebensform

Die Mauer schuf neue Verhältnisse in Deutschland. Sie war das Eingeständnis einer wirtschaftlichen und politischen Katastrophe, wie sie schlimmer hätte kaum sein können. Das gescheiterte SED-Regime suchte sich keineswegs ein neues Volk, wie es ihm Bertolt Brecht schon 1953 empfohlen hatte, sondern erklärte das alte Volk kurzerhand für unmündig und verfügte Stubenarrest auf unbestimmte Zeit.

Am 13. August 1961 »kam die Mauer«, sagten die Berliner, wenn sie von dem Ereignis und dessen Folgen sprachen. Oder sie sagten »vor der Mauer« und »nach der Mauer« und meinten die Zeit vor und nach jenem schicksalhaften Tag. Die Mauer teilte nicht nur Berlin, Deutschland und die Welt. Sie teilte auch die Zeit in ein Vorher und ein Nachher.

Dabei beschrieb der Begriff der Mauer die Realität der Grenzanlagen nur höchst unzutreffend. Zunächst wurde die Sektorengrenze mit Stacheldrahtverhauen, spanischen Reitern und aufgeschichteten Betonplatten abgesperrt. Nur an einzelnen Stellen wurden tatsächlich Steinmauern quer über die Straße gezogen. Die eigentliche Mauer ist erst ein Produkt der späteren Monate und Jahre. Und doch war der Begriff Mauer vom ersten Tage an als Beschreibung der Situation von großer Eindeutigkeit. Das Wort hat etwas Endgültiges, Unabänderliches, Abschließendes und zugleich Triviales. Man spricht von einer Mauer des Schweigens oder des Hasses. Wer gegen eine Mauer läuft, holt sich mindestens eine Beule. Man kann sich den Kopf an einer Mauer einrennen. »Die Mauern stehen / Sprachlos und kalt, im Winde / Klirren die Fahnen«, dichtete Friedrich Hölderlin, als hätte er die DDR vorausgeahnt. Wolf Biermann zitierte das Gedicht »Hälfte des Lebens« während seines legendären Kölner Konzertes am 13. November 1976 und verschaffte damit dem armen Hölderlin in der DDR eine ungeahnte Popularität.

Im Grunde hat Walter Ulbricht den Begriff der Mauer selbst geprägt, als er am 15. Juni 1961 während der Pressekonferenz im Haus der Ministerien geantwortet hatte: »Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten.« Ulbricht gehört damit in die Reihe der großen Sprachschöpfer. Die Wortschöpfung war von einer solchen sinnbildlichen Kraft, dass es jahrelang strengstens verpönt, ja regelrecht verboten war, sie zu gebrauchen. Das »organisierte Absingen« des harmlosen Saufliedes »Auf der Mauer auf der Lauer liegt 'ne kleine Wanze« konnte zu staatsanwaltschaftlichen Untersuchungen führen. Der Begriff der Mauer wurde staatsoffiziell alsbald vermieden und durch das monströse Wortungeheuer »Antifaschistischer Schutzwall« ersetzt. Der Begriff tauchte erstmals zum Jahrestag der Sicherung der Staatsgrenze, also am 13. August 1962, auf. Er war fortan amtlich verordnet, und zum zehnten Jahrestag stand er auch auf Briefmarken erstmalig so. Dennoch gebrauchten nicht einmal linientreue Parteifunktionäre außerhalb offizieller Reden den Begriff. Erst im Zeichen der Entspannungspolitik verschwand der »Antifaschistische Schutzwall« in der Versenkung. Genauer gesagt, er wurde nur noch im historischen Kontext gebraucht. Doch weder das »Wörterbuch der Geschichte« aus dem parteioffiziellen Dietz Verlag noch das »Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache« von 1984 kennen den Begriff. Unter dem Stichwort »Schutzwall« vermerkt das Wörterbuch ohne weiteren Kommentar treu und brav »schützender Wall«. Die Sperranlagen rund um Berlin-West hießen nun betont sachlich »Staatsgrenze Berlin (West)« oder im

Dienstgebrauch der bewaffneten Organe »Staatsgrenze der DDR zu WB«. Allerdings wurde der Begriff »Antifaschistischer Schutzwall« anlässlich des 25. Jahrestages seiner Errichtung im Jahre 1986 trotzig aus der Mottenkiste des Kalten Krieges geholt. Er zierte auch die Sonderbriefmarke, die zu diesem Anlass vom Ministerium für Post- und Fernmeldewesen emittiert wurde, was für die Bundespost Anlass war, Sendungen mit diesen Postwertzeichen zurückzuweisen – ein Schmeckerchen für Briefmarkensammler. Zu diesem Zeitpunkt wollte man offenbar vor allem gegenüber der Sowjetunion demonstrieren, dass an der Mauer nicht zu rütteln sei.

Zurück ins Jahr 1961. Nach der Schließung der Grenze, als doch alles hätte besser werden müssen, blieben Butter und Fleisch weiter knapp. In den Großküchen gab es Nudeln oder Makkaroni mit undefinierbaren Soßen. Nur Lebensmittelimporte aus der Sowjetunion entschärften die Situation. Die Butter war gelblich und schmeckte aus unerfindlichen Gründen leicht salzig. Unter der Hand wurde von der Partei verbreitet, dies sei besonders gesund.

## Staatsterror

Innenpolitisch standen die Zeichen eher auf Sturm als auf Entwarnung. Durch drakonische Strafen bzw. deren Androhung unterdrückte das SED-Regime möglichst jeden Widerstand. Im zweiten Halbjahr 1961 ergingen insgesamt 18 297 politische Strafurteile, gegenüber 4442 im Halbjahr zuvor.<sup>66</sup> Kurzzeitig wurde sogar eine Art Faustrecht propagiert. Stolz berichteten die DDR-Zeitungen, dass »Hetzer und Saboteure« von angeblichen Arbeitern krankenhausreif geschlagen worden waren.

Am 18. August 1961 veröffentlichte das Zentralorgan der Staatsjugendorganisation FDJ einen »Kampfauftrag« an alle Mitglieder der Organisation. Er war gesättigt von den Propagandafloskeln jener Tage: »In Deutschland ist in Gestalt der Deutschen Demokratischen Republik eine Staatsmacht der Arbeiterklasse und der Genossenschaftsbauern entstanden, die den barbarischen Militarismus in die Schranken weist. Das zum Rattennest der Menschenhändler, Diversanten und Spione, der unverbesserlichen Faschisten und Revanchisten, der Verräter der Arbeiterklasse und der deutschen Nation ausgebaute West-Berlin ist dicht. Niemand in der Welt ist bereit, für diese Ausgeburten der Menschheit in den Krieg zu ziehen. Die Ratten haben bereits begonnen,

den sinkenden Frontstadtkahn West-Berlin zu verlassen. ... Der Schlag vom 13. August 1961 gegen die deutschen Militaristen hat gesessen!«<sup>67</sup>

Worum ging es konkret? Alle männlichen Jugendlichen im Alter von 18 bis 23 Jahre sollten in die bewaffneten Organe der DDR eintreten und spezielle FDJ-Bataillone bilden. Die Wehrpflicht war noch nicht eingeführt. »Heute als Angehöriger der bewaffneten Kräfte unserer Republik zum Schutze des Friedens und der sozialistischen Errungenschaften auf Wacht zu ziehen, ist die höchste Ehre für jeden jungen Bürger unserer Republik. Nehmt Euch jene Jungen im Ehrenkleid der bewaffneten Kräfte zum Vorbild, die alle diszipliniert und zu Opfern bereit, in treuer Pflichterfüllung für ihr Vaterland und den Frieden am vergangenen Sonntag dem Militarismus einen Riegel vorschoben.«<sup>68</sup>

Ein Vorfall in der sächsischen Industriestadt Wurzen wirft ein Schlaglicht auf das damalige Vorgehen der Staatsmacht. Ein Grenzsoldat wendete sich am 30. August 1961 mit der Bitte um Hilfe an die Staatsbehörden und berichtete, in welcher Form er zu den Soldaten gepresst wurde.<sup>69</sup> Einige Tage nach dem Mauerbau, am 17. August 1961, hatte Günter H. in seiner Funktion als 1. Sekretär der FDJ-Leitung des Bahnhofs Wurzen auf einer öffentlichen Versammlung den Kampfauftrag der FDJ verlesen. Daraufhin wurde er befragt, ob er selbst sich bereits zu den bewaffneten Organen gemeldet hätte. Er verneinte dies mit dem Hinweis darauf, dass er ab am 31. August 1961 vom Bahnhof Wurzen zum Studium als Betriebs- und Verkehrstechniker an die Technikerschule Eisenach delegiert sei. Im Übrigen sollten solche zur Armee gehen, die dazu Lust und Liebe hätten, er hätte dies nicht. Drei Tage später, am 20. August 1961, fand im Kulturraum des Bahnhofs ein Jugendforum statt. Anwesend waren ungefähr 18 bis 22 Mann in der Uniform der vormilitärischen Organisation GST sowie Mitglieder der FDJ-Leitung, der Parteisekretär, der Kaderleiter, die Stationsvorsteherin des Bahnhofs und einige Kollegen. Das Jugendforum erwies sich als inszeniertes Tribunal gegen Günter H. Offenbar sollte ein Exempel statuiert werden. Der Parteisekretär fragte den dienstunwilligen Kollegen vor dem versammelten Auditorium, ob er zu seiner Äußerung vom 17. August noch stehe. Er bestätigte dies. Daraufhin sprangen einige der Uniformierten auf und brüllten ihn an: »Dir müsste man ein paar in die Fresse schlagen, dass du nicht wieder aufstehst.« In diesem Stil ging es eine halbe Stunde weiter. Dann fragte der Leiter der GST des Kreises Wurzen Günter H., ob er zu seinen Äußerungen auch in der Öffentlichkeit stehe. Er wiederholte, dass er dies tun würde. »Darauf wurde ich, ›heißt es in dem Bericht, aus dem Versammlungsraum gezerrt und auf

einen offenen LKW Marke Granit ›befördert‹. An diesem LKW wurden rechts und links je ein Plakat mit folgendem Text angebracht: ... ›Dieser Provokateur wollte auf Kosten der Arbeiter und Bauern studieren‹, auf der anderen Seite stand: ›Dieser Jugendliche beschimpfte unsere NVA‹. ... Darauf fuhr man mich kreuz und quer durch die belebtesten Straßen von Wurzen. Anschließend fuhr man mich in die Nähe des Krankenhauses. Dort wurde ich ›abgeladen‹. Ein Mitglied der GST trat vor mich hin und stellte mir die Frage: ›Bist du bereit, in die bewaffneten Organe der DDR einzutreten oder nicht?‹ Es ist unsere letzte Frage, überlege sie dir gut. Ich habe nicht umsonst dem Fahrer gesagt, er soll dich gleich in die Nähe des Krankenhauses fahren, denn du könntest hier landen.‹ Auf diese Frage erklärte ich mich dann bereit, in die bewaffneten Kräfte der DDR einzutreten. Anschließend wurde ich mit einem ›F 6‹, welcher gleich hinterhergekommen ist, zum Kreiskommando der NVA gefahren.<sup>70</sup> Dort wurde Günter H. umgehend in eine Militäreinheit eingegliedert. Es folgt eine eidesstattliche Erklärung des Betroffenen, dass er keine unwahren Angaben gemacht hätte. Insofern scheint die Geschichte glaubhaft. Über den weiteren Fortgang der Angelegenheiten geben die Akten keine Auskunft.

Übrigens erwies sich die organisierte *levée an masse* als trauriger Fehlschlag. Zwar hatten sich in der gesamten DDR bis zum 25. August 29 348 wehrdienstfähige junge Männer »freiwillig« gemeldet, doch bis zur Verabschiedung der FDJ-Einheiten kam es nur zu 3171 tatsächlichen Eintritten. Einige meldeten sich krank, als es ernst wurde, oder sie waren zu alt und gesundheitlich ungeeignet, andere waren »kaderpolitisch« suspekt. Es soll sogar Jugendliche gegeben haben, die sich freiwillig zur Grenze meldeten, um bei der ersten Gelegenheit zum Klassenfeind überzulaufen.

## Nachtgedanken

Der 1967 uraufgeführte DEFA-Film »Geschichten jener Nacht« lässt im Rückblick von sechs Jahren noch einmal das gesamte Spektrum der propagandistischen Klischees Revue passieren. In mehrfacher Hinsicht war der im Laufe des Jahres 1966 gedrehte Film eine Reaktion auf das 11. Plenum des ZK der SED vom Dezember 1965. Damals wurde fast die gesamte Jahresproduktion der DEFA verboten. Führende Regisseure und Filmverantwortliche übten öffentlich Selbstkritik, wurden gemäßigt und strafversetzt. Man kann sich also vorstellen, dass nur

einige Monate später in den Filmstudios in Babelsberg eine hochgradig angespannte Situation herrschte, zumal es bei den »Geschichten jener Nacht« wahrhaftig um ein brisantes Thema ging. Jeder Satz im Drehbuch und jede Einstellung wurden mehrfach kontrolliert, und zwar unter rein ideologischen, nicht unter künstlerischen Gesichtspunkten. Es blieb der zwanghafte Versuch, die SED-Thesen über die Notwendigkeit des Antifaschistischen Schutzwalls in irgendwie glaubhafte Alltagsgeschichten zu bringen. Natürlich konnte es nicht den Hauch einer Kritik an der SED geben. Selbst Andeutungen wurden streng vermieden, mussten doch Filmemacher wie Zensoren mit einem hellwachen Publikum rechnen. So entstand ein Film aus vier voneinander unabhängigen Episoden, die von unterschiedlichen »Schöpferkollektiven« gedreht wurden.

Die erste Episode mit dem Titel »Phönix« beginnt mit der nächtlichen Mobilisierung der Kampfgruppen. Die Benachrichtigung der Kämpfer erfolgt nicht über das Telefon, sondern durch eine Alarmkette. Die Uniformierten mit ihren steingrauen Uniformen eilen also von Wohnung zu Wohnung. Drei solche Boten platzen in die Hochzeitsfeier ihres Genossen hinein. Zunächst sind sie entschlossen, ihren Mitkämpfer trotzdem zum Einsatz mitzunehmen. Doch überraschend befiehlt der Kommandeur dem Bräutigam, zu Hause zu bleiben und weiter zu feiern. Nun wartet der erstaunte Zuschauer auf eine politisch-ideologische Begründung dieser unerwarteten Mitmenschlichkeit. Sie wird in Form einer Rückblende geliefert. Im Jahr 1933 hatte jener Kampfgruppenkommandeur an der deutsch-tschechoslowakischen Grenze den Auftrag, Antifaschisten aus dem Nazi-Reich zu schleusen. Er wendet sich um Hilfe an einen Genossen, den er aus dem Brautbett reißen muss. Trotz der angstvoll geweiteten Augen seiner Braut folgt der junge Kommunist dem Ruf der Partei, übernimmt die Schleusung und stirbt, von einer faschistischen Kugel getroffen. Rund dreißig Jahre später scheint sich die Geschichte zu wiederholen. Doch der Konflikt zwischen persönlicher Rücksichtnahme und Parteauftrag wird gelöst. Im Morgenrauen meldet sich der frischgebackene Ehemann freiwillig in seiner Einheit, um den Klassenauftrag zu erfüllen.

Die zweite Episode mit dem Titel »Die Prüfung« ist etwas anspruchsvoller. Ein nicht mehr ganz junges, grundsolides, eher bildungsbürgerliches Ehepaar mit einer achtzehnjährigen Tochter steht im Mittelpunkt der Filmerzählung. Der Vater, ein Geschichtslehrer, gibt sich als guter Genosse, bereitet aber heimlich die Republikflucht der Familie vor. Sonntags sitzt die fein angezogene Familie feierlich am Mittagstisch und hantiert umständlich mit Messer und Gabel. Der republikfeindli-

che Standpunkt der Mutter entlarvt sich durch die nörglerische Bemerkung, das Fleisch sei wie immer zäh. Doch die frischverliebte Tochter ahnt nichts von den Plänen ihrer Eltern. Als sie davon erfährt, entscheidet sie sich, im Osten zu bleiben und ihr Abitur abzulegen. Trotzdem kommt es zum Konflikt in der Schule. Das Mädchen wird von der Universität abgelehnt. »Ich werde dafür bestraft, dass ich hiergeblieben bin«, klagt sie. Doch auch dieser Konflikt wird gelöst. Nach der erfolgreichen Abiturprüfung sagt der Lehrer bedeutungsvoll: »Sie werden studieren.« Als ob ein Schullehrer auf eine derartige Entscheidung Einfluss gehabt hätte. Interessant ist auch eine Grundsatzdiskussion zwischen dem Freund und dem Bruder der Abiturientin. Der Bruder kommt mit einem Porsche aus dem Westen, stellt sich als Pharmazeut und Doktor vor und ist ein durch und durch arroganter Schnösel. Er gerät mit dem parteitreuen, von Dieter Mann dargestellten Freund aneinander, wedelt rhetorisch mit den Begriffen Freiheit und Menschenwürde, was aus seinem Munde natürlich phrasenhaft klingen muss. »Was verstehen Sie unter Menschenwürde?«, kontert Dieter Mann. »Ärzte von den Kranken wegkaufen. Lehrer von den Schülern wegkaufen. Eltern von den Kindern wegkaufen. Mit den billigsten Mitteln. Für ein Linsengericht.« Seltsamerweise wird hier ein biblisches Bild gegen das Besitzdenken der Republikflüchtigen gesetzt. Der Freund fragt die Tochter, warum deren Eltern in den Westen gegangen seien. Diese antwortet mit einem verzweifelten Schulterzucken und gibt die Bemerkung ihrer Mutter wieder, sie wolle »endlich leben«. Darauf murmelt der Freund angewidert: »Bananen«.

Die dritte Geschichte »Materna« stammt ausgerechnet von dem durch das 11. Plenum des ZK verdamnten Dichter Werner Bräunig. Dokumentarisch werden Szenen zwischen der Heimkehr aus der Gefangenschaft und dem 13. August 1961 aneinandergereiht und im Stil einer SED-Agitationsschrift aus dem Off kommentiert. Immerhin findet der 17. Juni 1953 Erwähnung. Die Arbeiter stehen natürlich auf der Seite ihrer Republik. Die Unruhestifter sind Halbstarke, die mit einem Pflasterstein die Fensterscheibe eines Schnapsladens einwerfen, um sich dort zu bedienen.

Die wichtigste Episode ist die vierte und letzte mit dem Titel »Der große und der kleine Willi«. Das Drehbuch stammt von Helmut Baieler, dem berühmten Verfasser der Komödie »Frau Flinz«, die als Dauerrenner jahrelang das Berliner Ensemble füllte. Immerhin bietet das Drehbuch Erwin Geschonneck als Kampfgruppenkommandeur eine Glanzrolle. Er ist der große Willi, eine kernige Arbeitergestalt aus dem

Märchenbuch der sozialistischen Bilderwelt. Der kleine Willi ist ein jugendlicher Grenzgänger, der sich bei der Kampfgruppe einschleichen will, um sich im letzten Moment noch in den Westen davonzumachen. Er wird natürlich ertappt und der große Willi packte den kleinen Willi am Kragen seiner Lederjacken und brüllt ihn an: »Du willst also zu uns gehören? Dann sag mir: Wie beginnt das Kommunistische Manifest?« Natürlich kennt das arme Würstchen von Halbstarkem das Kommunistische Manifest nicht, und er wird lautstark aufgeklärt: »Ein Gespenst geht um in Europa.« Und Geschonneck fügt den selbstbewussten Satz hinzu: »Und det sind im Moment wir.« Natürlich geht auch diese Geschichte gut aus. Im entscheidenden Augenblick stellt sich der kleine Willi auf die richtige Seite. Er erledigt einen westlichen Rowdy, der dabei war, den großen Willi mit dem Messer zu massakrieren. Wie man durch die Rahmenhandlung erfährt, wird auch der kleine Willi später Mitglied der Kampfgruppe.

In dem DEFA-Film von 1967 sind noch einmal die entscheidenden Denkmuster zum munteren Reigen vereint. Die antifaschistische Legitimation des Mauerbaus, die moralische Überlegenheit gegenüber dem falschen Glanz der westlichen Wohlstandsgesellschaft, die Rettung des Friedens und die Notwendigkeit des Antifaschistischen Schutzwalls, um irregeleitete Jugendliche daran zu hindern, sich ins Unglück zu stürzen.

## Das Regime der Nutznießer

In den Tagen nach dem 13. August 1961 gelang es der SED-Führung, gestützt auf eine aktive und hochmotivierte Minderheit, die innere Lage zu stabilisieren. Es sollte nicht verkannt werden: Die entschlossene und rücksichtslose Art des Ulbricht-Regimes, vollendete Tatsachen zu schaffen, hat in West und Ost durchaus Eindruck hinterlassen. Die zynische Gewalt übt eine geheimnisvolle Faszination auf die Massen aus. Ein Aufstand wie am 17. Juni 1953, womit das Regime offenbar gerechnet hatte und der auch von westlichen Geheimdiensten für möglich gehalten wurde, fand nicht statt. Die SED-Propaganda hat diesen Vorteil schnell begriffen und erging sich in Metaphern der physischen Gewalt, wie der »Schlag hat gegessen«, wir haben dem Feind auf die »Zehen getreten«, wie das »Neue Deutschland« am 15. August 1961 titelte. Albert Norden, Mitglied des SED-Politbüros, versuchte am 30. September 1963 in einer Rede vor der Grenzbrigade Berlin, Skrupel vor der Tötung von Menschen abzubauen: »Ihr haut alle diejenigen auf die Fin-

ger, die ihre Schweineschnauze in unseren sozialistischen Garten stecken wollen. ... Ihr schießt also nicht auf Bruder und Schwester, wenn ihr mit der Waffe den Grenzverletzer zum Halten bringt. Wie kann der ein Bruder sein, der die Republik verlässt, der die Macht des Volkes verrät, der die Macht des Volkes antastet. Verrätern gegenüber menschliche Gnade zu üben, heißt, unmenschlich am ganzen Volk zu handeln.«<sup>71</sup>

Die Anhänger der SED, ihre Funktionäre und Amtsträger, fühlten sich trotz der offenbar gewordenen Katastrophe ihres Systems als Sieger der Geschichte. Gerade die Präsenz von Gewalt gab ihnen die innere Sicherheit zurück. Wenn das Volk sie nicht liebte, so sollte es sie wenigstens fürchten. Gerne zitierten sie die Schrift von Friedrich Engels über die »Rolle der Gewalt in der Geschichte«. Oder sie drückten es volkstümlicher aus und meinten, »Wo gehobelt wird, fallen Späne«. Es war klar, dass die Späne immer die anderen waren und sie selbst die Erbauer der neuen Welt. Für die Unmenschlichkeit der Mauer, für die tragische Trennung von Familien, selbst für die Todesopfer an der Grenze hatten sie nichts als Hohn und Spott übrig. Das Lamento der westlichen Seite, das in diesen Tagen tatsächlich reichlich rührselig war, erschien ihnen als Zeichen von Schwäche. Vor allem aber gab ihnen die Militärmacht Sowjetunion mit ihren Atomraketen und ihren atemberaubenden Weltraumerfolgen die Selbstgewissheit von Siegern und damit auch ein Stück Überzeugungskraft. Sie hatten ihren Staat und ihr System gerettet. Nun griffen sie nach dem ganzen Erdball, nach der Menschheit, nach der Zukunft, mehr noch, nach den Sternen – und dies im metaphorischen wie im wörtlichen Sinn.

